

Nachleben: «Zukunft»
Erfahrungsbericht aus dem zukunfts-trächtigen Nachtclub im Kreis 4.
→ Seite 13

Forschung: Queer Studies
Sexuelle Identitäten etablieren sich als wissenschaftlicher Gegenstand.
→ Seite 13

DVD: Drogen-Filme
Aus den Abgründen des menschlichen Suchtverhaltens.
→ Seite 15

UNI UND ETH IM VERGLEICH

Röstigraben am Hochschulhügel

ETH und Uni Zürich: zwei verschiedene Welten mit gegenseitig unverständlichen Fachsprachen? In dieser Form hat sich diese These rasch als unhaltbar erwiesen. Und doch ist etwas dran. Das «iQ» hat vier Personen befragt, die beide Institutionen von innen kennen. Von Sarah Genner

Ganz so einfach lassen sich unterschiedliche Mentalitäten an der Uni und ETH nicht schubladisieren. Zu sehr gleichen viele ETH-Fachrichtungen den Fächern der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät und der Medizin in ihren Methoden und Forschungsgebieten. Wenn auch die Universität traditionell eher Grundlagenforschung betreibt und die ETH anwendungsorientiert forscht, hat sich besonders in den Naturwissenschaften die Art der Forschung weitgehend angenähert. Dies belegt die Wahl des neuen ETH-Präsidenten Ernst Hafen, der davor das Zoologische Institut der Universität Zürich geleitet hat. Unterschiede gibt es vor allem in der Art des Wissenschaftsbetriebs: Man könnte von zwei verschiedenen «Unternehmenskulturen» sprechen.

Die Verschulung an der ETH ist stark, die Vorgaben klar und Studienanfänger sind ähnlich wie im Gymnasium in eine Art grossen Klassenverband eingebettet. Wer an der Universität ein Studium beginnt – mal abgesehen von den juristischen und medizinischen Studiengängen – findet sich ziemlich allein gelassen in einem riesigen, relativ unstrukturierten Angebot wieder. Die Qual der Wahl lässt zweifeln, ob man im richtigen Studiengang ist. «Sozial gesehen ist es an der Uni sicher schwieriger», meint Christina Schumacher, Soziologiedozentinnen am Departement Architektur der ETH. Dennoch begann sie, selber mal Soziologiestudentin in Zürich, mit der Zeit die Freiheit zu schätzen, sich selbst zu organisieren und Kurse nach Interesse zu wählen. «Studierende der Architektur sind es gewohnt, vorgefertigte Aufgaben erstaunlich schnell, pragmatisch und in Gruppen zu erledigen. Grössere Sinnkrisen kann man sich nicht erlauben.» Gemäss Schumacher sind Uni-Studierende eher als ETH-Studierende in der Lage, ein Thema selbstständig zu vertiefen.

Gegenseitige Befruchtung

Felix Escher ist Professor für Lebensmitteltechnologie an der ETH und stiess bei der Betreuung einer Forschungsarbeit über die «Frische von Lebensmitteln» an sprachliche Grenzen. Wann ist ein Apfel «frisch»? Und wann sagt jemand, ein Apfel sei «frisch»? Escher wandte sich an Linguistikprofessorin Angelika Linke. Unter dem Titel «Semantik der Sinne» entstand ein gemeinsames Forschungsseminar. Linke beschreibt den langwierigen, aber ertragreichen Prozess, um sich in den unterschiedlichen Fachsprachen zu verständigen. Formulierten die Lebensmitteltechnologien ein aus ihrer Sicht «linguistisches» Problem, musste dieses erst in die Begriffe der Sprachwissenschaft «übersetzt» werden. Die Linguisten waren danach oft nicht sicher, ob es sich tatsächlich um eine sprachwissenschaftliche Fragestellung handelte, während die ETH-Studierenden zweifelten, ob dies jetzt noch ihr ursprüngliches Problem war.

Es zeigte sich, dass sehr unterschiedliche Forschungsmethoden angewendet werden, was sich auch in der Art, über Wissenschaft zu reden, niederschlägt.

Ein bezeichnender Vorfall war ein Geschmackstest, den Eschers Oberassistentin Jeannette Nuessli mit den Uni-Studierenden durchführte, eine Routineübung in der sensorischen Lebensmittelwissenschaft. «Wie schmeckt diese Lösung?» Während die angehenden Germanistinnen alle mindestens fünf Zeilen pro Probe niederschrieben, um den Geschmack in Worte zu fassen, begnügten sich die Lebensmittelingenieure mit je zwei, drei Wörtern.



Äpfel und Birnen: Die Unternehmenskulturen an Uni und ETH sind ähnlich verschieden.

Die Suche der Lebensmitteltechnologie nach möglichst eindeutigen sprachlichen Benennungen für Geschmack und Geruch liegt der Sprachwissenschaft fern. Dort interessieren gerade mögliche Differenzierungen, und die aus Sicht der ETH-Forscher störende Vagheit von Wörtern wird als ein Merkmal von Sprache gewertet. Dennoch hat das Seminar eine grosse Produktion neuer Forschungsfragen hervorgebracht in einem in der Sprachwissenschaft noch kaum erforschten Gebiet. Für Linke ist klar: Auch die Beschreibung des Gehirns oder des Genoms ist ein sprachliches Problem. Die hier oft verwendeten Metaphern wie Text, Schrift oder Bibliothek sind immer schon Interpretationen und

durchaus nicht nur anschauliche Beschreibungen, wie in der Naturwissenschaft oft vorgegeben wird.

Teamarbeit wie an der ETH war für die Studierenden der Germanistik neu. An der Philosophischen Fakultät gilt meistens: «Ich, meine Bücher und mein Schreibtisch» und dass die Forschungsergebnisse kaum direkt brauchbar sind. An die interdisziplinäre Tagung «Semantik der Sinne» im Anschluss ans Seminar wurden auch Vertreterinnen und Vertreter aus der Lebensmittelindustrie eingeladen. Dass diese tatsächlich Interesse an den gemeinsamen Ergebnissen der Uni-ETH-Kooperation zeigten, löste bei den Germanisten ebenso Erstaunen wie

Freude aus. An der ETH, deren Forschungsprojekte oftmals industriefinanziert sind, ist positives Echo aus der Praxis weniger ein Grund zur Aufregung.

Die Grenzen eines Fachs

Dem vielseitig interessierten Georg Schönbächler, Koordinator am Collegium Helveticum, einem gemeinsam von Universität und ETH getragenen Institut, fiel es nach dem Gymnasium schwer, ein Studienfach zu wählen. Er entschied sich zunächst für ein Pharmaziestudium, einen «Brotberuf». Im Berufspraktikum verkaufte er Migränepatienten Triptane, Arzneistoffe zur Akutbehandlung von Migräne. Bald aber merkte er, dass die Medikamente nicht bei allen halfen und

gewisse Patientinnen auf «Bachblüten», deren Wirkungserklärung jeder Wissenschaftlichkeit entbehren, als wirksame Behandlung schworen. Schönbächler sah sich mit Widersprüchen konfrontiert, die innerhalb seines Fachs nicht erklärt werden konnten. In seiner Dissertation beschäftigte er sich daher mit dem «Placeboeffekt» aus einer wissenschaftstheoretischen Perspektive.

Das Collegium Helveticum organisiert interdisziplinäre Veranstaltungen und Forschungsprojekte zu Themen wie Scham, Religion und Emotion oder aktuellerweise Schmerz. An einem Projekt über die Rolle von Emotionen im menschlichen Handeln arbeiten Profes-



(Bilder: flickr.com)

soren der Universität und der ETH mit ihren Doktorierenden aus den Disziplinen Chemie, Geschichte, Ingenieurwissenschaften, Neurowissenschaften, Ökonomie, Pharmazie und Religionsphilosophie mit. Die Zusammenarbeit beschreibt Schönbächler als bisweilen mühsamen, aber stets bereichernden Prozess des Ausbuchstabierens der eigenen Grundlagen. Ein wichtiges Gefäss der interdisziplinären Verständigung stellt das wöchentliche Forschungskolloquium dar. Dort werden fachliche Denkroutinen hinterfragt. Spricht beispielsweise eine Psychologin über «Energie», fragt der Physiker genau nach, was sie denn damit meine. Solche Reibungsflächen sind fruchtbar.

Von einander lernen

Escher betont, dass viele Problemstellungen nicht allein aus technischer Sicht gelöst werden können. Er plädiert darum für den gleichen Stellenwert aller Fächer. Während die ETH aus seiner Sicht oft zu starr auf gewisse Probleme fixiert ist, schwimme die Uni etwas nach dem Motto «das wäre auch noch interessant» – da können beide von einander lernen. Dass die ETH einen besseren Ruf hat als die Uni Zürich führt er auch auf die seiner Meinung nach vorteilhafteren Strukturen und Abläufe bei Professorenwahlen zurück. Auch die Sichtbarkeit der ETH sei momentan mit der sehr aktiven PR grösser.

Warum denn nicht Uni und ETH zusammenlegen? Je grösser ein Gebilde, desto schwieriger ist es zu managen. Die dem Kanton unterstellte Universität ist schwieriger zu lenken als die vom Bund finanzierte ETH. Die Uni ist politisch härter dem Wind ausgesetzt als die ETH, die bloss einem ETH-Rat verpflichtet ist und nicht dem Kantonsrat.

Einige erfolgreiche Kooperationen zwischen den Hochschulen gibt es trotz aller Differenzen. Das Collegium Helveticum ist eine davon, das Sprachenzentrum, die GESS-Fächer an der ETH und das Life Science-Projekt sind andere. Der Blick über den Tellerrand des eigenen Fachs, oder gar der eigenen Hochschule, könnte aber noch mehr gefördert werden.



Prof. Angelika Linke ist ordentliche Professorin für Deutsche Sprachwissenschaft an der Universität Zürich und ständige Gastprofessorin am Forschungskolleg «Sprache und Kultur in Europa» in Schweden. Mit Prof. Escher führte sie ein Seminar zum Thema «Semantik der Sinne» durch.

«Sprache ist ein Medium wissenschaftlicher Erkenntnis. Jedes Medium verändert den Gegenstand. Benennungen in den Naturwissenschaften sind bereits Interpretationen.»



Prof. Felix Escher ist ordentlicher Professor für Lebensmitteltechnologie an der ETH. Er befasst sich mit der Optimierung der Qualität von Lebensmitteln. Escher war bis 2004 Präsident der Kommission für interdisziplinäre Veranstaltungen der Universität und ETH Zürich (KiV).

«Die Uni ist stark darin, Problemstellungen zu generieren und kann leichter aus einem Chaos eine Struktur machen. An der ETH werden Probleme in der Regel vorgesetzt.»



lic. phil. Christina Schumacher ist Dozentin und Co-Leiterin der Dozentur Soziologie am Departement Architektur der ETH. Sie studierte Soziologie und Geschichte in Zürich, Bologna sowie Berlin. Schumacher hat an zahlreichen Forschungsprojekten mitgearbeitet.

«An der Philosophischen Fakultät wird die individuelle Organisationskompetenz gefördert. Architekturstudierende lernen, rasch in einem Team etwas auf die Beine zu stellen.»



Dr. Georg Schönbächler ist Koordinator am Collegium Helveticum. Dieses versteht sich als Forum für den Dialog zwischen Natur-, Technik- und Sozial-/Geisteswissenschaften. Schönbächler studierte an der ETH und den Universitäten Bern und Zürich zuerst Pharmazie, dann Philosophie.

«Sich über die Grenzen des eigenen Fachs zu wagen, braucht Mut. Viel einfacher ist es, sich hinter den eigenen Fachbegriffen zu verstecken.»